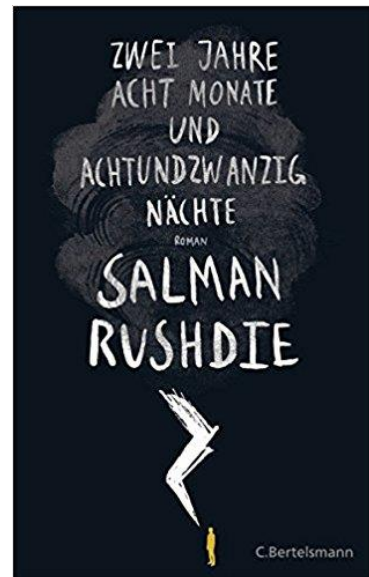


Buchtipp Juni 2018

Salman Rushdie: Zwei Jahre, acht Monate und achtundzwanzig Nächte, Roman, aus dem Englischen von Sigrig Ruschmeier. C. Bertelsmann Verlag 2015, ISBN 978-3570102749, 384 Seiten (inzwischen auch als TB!)

Vor fünf Jahren, im Juli 2013, habe ich an dieser Stelle die große Autobiografie ‚Joseph Anton‘ von Salman Rushdie besprochen. In vielfacher Weise ist der Roman ‚Zwei Jahre, acht Monate und achtundzwanzig Nächte‘ darauf bezogen, obwohl es sich um ein vollkommen anderes Buch handelt, ein irrwitziges Märchen nämlich, ein vielfach verschachtelten Roman der Postmoderne, der über den Zeitraum von acht Jahrhunderten eine Liebesgeschichte mit dem Wunderbaren erzählt, ein Werk, das mit der Kraft der Imagination um die Wahrheit ringt. In ‚Joseph Anton‘ hatte Rushdie darüber berichtet, wie es zu seinem Nachnamen kam: Sein Vater "Anis nannte sich in ‚Rushdie‘ um aus Bewunderung für Ibn Ruschd, Averroes für den Westen, jenen spanisch-arabischen Philosophen des zwölften Jahrhunderts aus Córdoba, der zum quadri, Richter von Sevilla aufstieg, den Übersetzer und renommierten Kommentator der Werke von Aristoteles. Sein Sohn trug den Nachnamen zwei Jahrzehnte, ehe ihm aufging, dass sein Vater, ein wahrer Gelehrter des Islam, dem jeder religiöse Glaube abging, sich für diesen Namen entschied, weil er an Ibn Ruschd schätzte, dass er zu seiner Zeit an vorderster Front den rationalen Diskurs gegen eine allzu buchstabengetreue Koranauslegung geführt hatte." Wenn er den hier zu besprechenden Roman mit dem Kapitel ‚Die Kinder des Ibn Ruschd‘ beginnen lässt, ist klar, dass er implizit natürlich wiederum, wenn auch in ganz anderer Form, über sich selbst, sein Leben, seine Herkunft, die Themen seines Lebens schreibt: „Er wünschte, er hätte Wurzeln, die sich weit unter seiner verlorenen Heimateerde ausbreiteten, seines geliebten verlorenen Zuhauses, er wünschte, er hätte Teil von etwas sein können...“ (233). Dabei setzt Rushdie zugleich auf die Kraft der Vernunft und der Argumente gegen den Anspruch von Macht, Autorität und Religion. Das Raffinierte an all dem ist aber, dass er genau das in Form eines so fabelhaft ersponnenen Mythos und Märchens schreibt, dass die Vernunft zugleich auch über ihre Grenzen und Abgründe erfährt, nicht zufällig ist dem Roman das Capricho von Goya ‚Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer‘ vorangestellt. Es



geht also um die Aufklärung und ihre Dialektik, um die Beziehung zwischen Wirklichkeit und Wahrheit, um die Macht von Herrschern, Religionen und geschlossenen Systemen einer- und die Rolle des einzelnen Menschen, sich mit Kraft von Argumenten, Vernunft und Autonomie im Leben zu orientieren: „Wie trügerisch die Historie ist! Halbwahrheiten, Unwissen, Blendwerk, falsche Fährten, Irrtümer und Lügen und irgendwo zwischen all dem begraben die Wahrheit, an die man leicht den Glauben verlieren und sie nicht minder leicht als Chimäre bezeichnen kann, nein, nein, eine Wahrheit gibt es nicht, alles ist relativ, die felsenfeste Überzeugung des einen ist für den anderen ein Märchen.“ (295) All dies hat natürlich erhebliche Auswirkungen auf das Verständnis von Glaubenssystemen und Religionen, ihre Rolle, Funktion und ihren Anspruch auf absolute Wahrheiten. Gerade hierzu finden sich im Roman immer wieder Passagen, die nicht nur pointiert, sondern inspirierend und herausfordernd zum vertieften Weiterdenken sind: „Es versteht sich aber von selbst, dass das Heranziehen der Religion als Rechtfertigung von Unterdrückung, Verbreitung von Angst, Tyrannei und Verübung von Gräueltaten ein Phänomen war, das es zweifellos schon vor dem Krieg der Welten gab, in diesem Konflikt jedoch eindeutig eine große Rolle spielte und zum Schluss bei den Menschen zur endgültigen Abwendung vom Konzept des Glaubens überhaupt geführt hat. Jetzt ist es schon so lange her, dass sich jemand von den Phantasien dieser altertümlichen, ausgedienten Glaubenssysteme hat übertölpeln lassen, dass Diskussionen darüber eigentlich rein akademischen Charakters sind; schließlich haben seit mindestens fünfhundert Jahren die Kultstätten, die die Auflösung überlebt haben, als Hotels, Casinos, Mietshäuser, Endhaltestellen von öffentlichen Verkehrsmitteln, Ausstellungshallen und Einkaufspassagen neue Aufgaben übernommen. Wir meinen aber, dass man den Punkt dennoch ausdrücklich erwähnen muss.“ (357f) Das ist nicht nur ausgezeichnet geschrieben, sondern will in seinen Dimensionen und Folgen auch bedacht und womöglich mit einer angemessenen Antwort bedacht werden. Wie Rushdie kürzlich in einem Gastbeitrag für die SZ (Pfingsten 2018) schrieb: „Was uns Schriftsteller angeht: Wir müssen den Glauben unserer Leser an Argumente, die auf Beweisen basieren, wiederherstellen. Und wir müssen das tun, worin die Literatur schon immer gut war: eine Verständigung über die Realität zwischen Autor und Leser schaffen.... Wir müssen den Glauben unserer Leser an die Realität und die Wahrheit wiederherstellen. Mit einer neuen Sprache, von Grund auf.“

Wie Rushdie diese neue Sprache von Grund auf jedoch erfindet, das zeichnet ihn als wirklichen Großmeister des Erzählens, als auf seiner Höhe einzigartigen Schriftsteller des

magischen Realismus, als im mehrfachen Sinne phantastischen Dichter aus. (Und wenn sich das Nobelpreiskomitee nicht selbst aufgelöst hätte, wäre es spätestens durch diese jahrelange Missachtung von Salman Rushdie erneut disqualifiziert!) Salman Rushdie erzählt in ‚Zwei Jahre, acht Monate und achtundzwanzig Nächte‘ eine grandiose Fantasy-Apokalypse durch ein unendlich verschlungenes Spiel zwischen Realität und Fiktion, durch eine vielfache Mischung von Genres und Stilen inszeniert er eine Gesamtentfesselung aller Medien des Wunderbaren und Fantastischen, erfindet eine Sage mit der Kraft der alten Mythen und zugleich den Elementen filmisch-verzerrten Erzählens mit unendlichen Überblenden, oder, wie er an einer Stelle über einen klassischen Autor des Ostens schreibt: „Ihm gefiel es, wie Geschichten in andere Geschichten eingepackt waren und selbst wiederum neue einhüllten, so dass die Geschichte insgesamt, fand er, ein wahrer Spiegel des Lebens wurde, in dem alle unsere Geschichten die Geschichten anderer enthalten und ihrerseits in größeren, bedeutenderen Erzählungen enthalten sind, den Geschichten unserer Familien, unserer Heimatländer oder Glaubensvorstellungen.“ (23) Rushdie schreibt mit einer dichterischen Kraft, die auf der Höhe der Gegenwart mit dem erzählerischen Erbe des Orients spielt: "Zwei Jahre, acht Monate und achtundzwanzig Nächte" ergeben ... tausendundeine Nacht! Nun aber endlich zu den konkreten Handlungssträngen, wobei ich hier nicht annähernd die Fülle, Vielfalt und Verschlungenheit aller Erzählwege wiedergeben kann. Die Dschinn-Prinzessin Dunia verliebt sich in den in Ungnade gefallenen Philosophen Ibn Ruschd und beginnt mit ihm eine leidenschaftliche Beziehung. Ibn Ruschd ahnt nichts von der nichtmenschlichen Herkunft seiner Geliebten, die ihm viele Kinder gebiert. Ibn Ruschd stirbt und später ziehen seine Kinder hinaus in die Welt. Jahrhunderte später passieren nach einem gewaltigen Sturm, der über New York fegt, seltsame Dinge: Der Gärtner Geronimo stellt fest, dass seine Füße nicht mehr den Boden berühren. So wird er, eine der zentralen Figuren des Romans, in die Kämpfe der Dschinns, in die Liebesgeschichten und Katastrophen hineingezogen mit für ihn dramatischen Auswirkungen, die Rushdie wiederum mit einem unvergleichlichen Satz beginnt, der einen lesend in die Geschichte hineinzieht: "Am Mittwoch nach dem großen Sturm bemerkte Mr. Geronimo zum ersten Mal, dass seine Füße den Boden nicht mehr berührten." Vorweggenommen sei, dass er geheilt werden wird, aber sein Schweben über dem Erdboden prägt sich ein, weil gerade er als Gärtner doch der Erde verbunden ist. Die Auswirkungen malt Rushdie ausgiebig und mit spürbarem Genuss aus, etwa, wenn er Geronimo in einer Liebesszene auch über dem Bett

schweben lässt, was die Komik seiner Liebesgeschichte befördert und die konkreten Bemühungen der Liebe erschwert...

Ein erfolgloser Graphic-Novel-Zeichner wird von einem Monster, das er selbst kreiert hatte, geplagt. Im Büro der New Yorker Bürgermeisterin wird ein Baby ausgesetzt, das durch bloße Anwesenheit in der Lage ist korrupte Menschen mit Aussatz zu befallen. Eine wunderschöne und verführerische Frau wird zur Rächlerin missbrauchter Frauen. All diese Menschen und noch viele mehr ahnen nicht, dass ihre Urahnin die Dschinn-Prinzessin Dunia ist. Schon bald steht das Schicksal der Welt auf dem Spiel, bei der Dunia handeln muss. Und so weiter, und so weiter, immer weiter...

Salman Rushdie, 1947 in Bombay geboren, studierte in Cambridge Geschichte. Mit seinem



Roman »Mitternachtskinder« wurde er weltberühmt. Seine Bücher erhielten renommierte internationale Auszeichnungen, u.a. den Booker Prize, und sind in zahlreiche Sprachen übersetzt. 1996 wurde ihm der Aristeion-Literaturpreis der EU für sein Gesamtwerk

zuerkannt. 2008 schlug ihn die Queen zum Ritter. Der indisch-britische Schriftsteller, auf dessen Tötung die damalige iranische Führung wegen seines Buches ‚Die satanischen Verse‘ (1988) ein Kopfgeld von mittlerweile mehreren Millionen Dollar ausgesetzt hat, beschwört in diesem Roman nicht nur alte Mythen herauf, er bedient sich bei der Realität des 21. Jahrhunderts, seinen Themen und Konflikten, den grundlegenden Fragen und oft antwortlosen Konfrontationen: „Wenn man eine Geschichte aus der Vergangenheit erzählt, erzählt man zugleich eine Geschichte über die Gegenwart. Schildert man eine Phantasie, eine Geschichte über etwas Erfundenes, ist das auch eine Art, ein Märchen über das Faktische zu erzählen. Wenn das nicht zuträfe, wäre das Erzählen sinnlos, und in unserem Alltag versuchen wir ja, Sinnlosigkeit wann immer möglich zu vermeiden.“ (278) Verklausuliert und voller mitreißender Kineffekte sind zahlreiche aktuelle Ereignisse identifizierbar, die bei Rushdie in einen finalen Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen Licht und Finsternis münden. Wie es im Märchen und auch im opulenten Bollywoodkino so ist, winkt auch hier ein Happy End. Das Rushdie aber zugleich wieder unterläuft, der letzte Satz des Romans lautet: „Manchmal –denn wir haben uns von unserer Widerspenstigkeit noch nicht ganz befreit- sehnen wir uns nach Albträumen.“ (380)

Dirk Steinfurt